

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 67 (1973)
Heft: 3

Artikel: "O wag es doch nur einen Tag, ein freies Volk zu sein!"
Autor: Struve, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-142177>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gungen (so sind alle politisch links ausgerichtet und manche Mitglieder der Labourpartei), Anteilnahme an und Übernahme der Verantwortung für Ausrichtung, Planung, Besprechung der Angelegenheiten und der Unternehmungen der Kommune.»

Die Riverside Community sucht nicht nur das Ihre, sondern sie steht in weltweiter Verbindung mit ähnlich gesinnten Institutionen, wie mit Kommunen in den USA, Rhodesien (die zur Zeit leider durch den Rassenwahn dort obrigkeitlich zerstört worden sind), dem International Fellowship of Reconciliation, der Okumene in Genf. Sie hofft, sich mit der Zeit zu einem geistigen Zentrum entwickeln zu können mit Unterkunftsmöglichkeiten und Konferenz- und Schulungssälen zur Abhaltung von Kursen, Seminaren, Konferenzen und «Stillen Zeiten». Es ist ihr, ganz Neuseeland und weiteren Kreisen, zu wünschen, daß diese Hoffnung bald ihre Erfüllung finde.

Willi Kobe

«O wag es doch nur einen Tag,
ein freies Volk zu sein!»

In seinem Grabe müßte der Dichter noch einem gütigen Geschick danken, das es ihm ersparte, Zeuge der Bundestagsdebatte nach der Regierungserklärung zu sein . . .

Niemand wird im Ernst behaupten wollen, daß Amerika an atrophiertem Selbstbewußtsein leide, aber nach dieser Debatte müssen ihm selbst ernste Zweifel aufgestiegen sein, wer eigentlich «im Regimente» sitze, der liebe Gott oder die USA.

Unter der Rednertribüne saß offenbar ein Souffleur, der das wenige, das er zu sagen hatte, gut eingelernt hatte: «Bundesgenosse», «Schutzmacht», «Freund».

Ja, der Herr Außenminister nahm keinen Anstand, von der Freundschaft zu den Vereinigten Staaten als dem wichtigsten Element unserer Außenpolitik zu sprechen. Freundschaft mit einem Staat, der sich mit seinem räuberischen Überfall auf ein kleines Volk, das ihm in keiner Weise zu nahe getreten war, und seiner bestialischen, allen Gesetzen elementarster Menschlichkeit hohnsprechenden Kriegführung der ganzen Welt verhaßt und verächtlich gemacht hatte — offenbar ausgenommen der Bundesrepublik. Mit einem Staat, der dazu auch keiner Freundschaft fähig war. Denn Freundschaft erfordert Entgegenkommen, Zurückstellen eigener Interessen, Verzichten — und wann hätte Amerika jemals auf etwas verzichtet, was seine nie zu stillende Begehrlichkeit gereizt hatte? «American way of life» bedeutet fraglosen Anspruch

auf alle Schätze der Erde, und zu ihrer Erlangung ist jedes Mittel recht. Ein Freund ist gut, solange er nützlich ist. Hört er auf, das zu sein, macht es keine Skrupel, ihn beiseite zu schaffen (s. Dinh Diem). Noch stehen wir in Ansehen — wir schweigen und zahlen — sind wir so sicher, es in alle Ewigkeit zu sein?

Wenn ein Großer einem Kleinen Fesseln anlegt, so kann der mit den Zähnen knirschen — er muß es dulden. Wenn aber der Kleine, in hündischer Demut, den Großen anfleht, ihn in seiner Freiheit zu beschneiden, so ist das ein widerwärtiges Schauspiel. Dieses Schauspiel gibt die Bundesrepublik der Welt.

Wenn vage Gerüchte über den drohenden Abzug der amerikanischen Truppen — als ob das eine Drohung wäre — Kanzler und Außenminister veranlassen, sie flehentlich um ihr Verbleiben zu bitten, und wenn im Bundestag immer wieder die dauernde Präsenz der Amerikaner gefordert wird, so ist das für jeden Staatsbürger, dem die Würde seines Landes etwas bedeutet, ein ganz unerträglicher Anblick. Denn die Truppen sind hier nicht auf Einladung, auf Besuch — sie erfüllen hier eine Mission, die für uns eine Ehrenkränkung ist. Zusammen mit dem Deutschland-Vertrag (dem «Monument von unsrer Zeiten Schande») haben sie die Aufgabe, aus nächster Nähe darüber zu wachen, daß wir nicht die Grenzen dessen überschreiten, was Amerikas Interessen dient. Die nackte Wahrheit ist: Wir sind ein beaufsichtigtes, e n t m ü n d i g t e s Land, und wir sind so sehr jeder Selbstachtung bar, daß wir uns nicht nur damit abfinden, sondern uns b e m ü h e n, unsere Schande zu verewigen! Alles andere Gerede darum ist Schwatz, und es bedarf einer enormen Wendigkeit, um in den Zweifeln an der Aufrichtigkeit seiner Verbreiter nicht hängen zu bleiben.

(Von hier aus fällt auch etwas Licht auf Herrn Scheels merkwürdige Freundschaft. Ein geistig Behinderter kann mit seinem Pfleger keine wirkliche «Freundschaft» unterhalten. Das Verhältnis ist: Von unten Anbiederung, Herablassung von oben. Anbiederung ist im alltäglichen Leben nicht eben geschätzt. Ist sie es etwa in der Politik?)

Feige Hinnahme beleidigender Einstufung, noch dazu gesteigert durch Mitwirkung an der Entwürdigung, ist geschichtlich fast als einmalig zu bezeichnen. Preußen reagierte nach 1807 anders. In sieben Jahren war der deutsche Boden wieder frei. Frankreich zögerte nach 1871 nicht, seine ganze Wirtschaft in Schwierigkeiten zu bringen, nur um wieder das freie Frankreich zu werden. Und welche Opfer hat Vietnam gebracht, um die «Pest des Planeten», die amerikanische Soldateska, von seinem Boden zu fegen! Und es bedarf keiner starken Phantasie, um sich die Reaktion eines beliebten Amerikaners auf die bloße Andeutung vorzustellen, daß etwa einmal deutsches Militär den Boden von «God's own country» betreten könnte.

Nun aber die «Schutzmacht». Da ist zunächst zu sagen: Die Amerikaner sind nicht zu unserm, sondern nur zum Schutz ihres eigenen Landes hier. Wir sind ihnen so gleichgültig, daß in ihren Kriegsplänen die deutschen Städte schon genannt sind, die «geopfert» werden sollen. Vor allem aber: Ein Land von der geringen Breitenausdehnung der Bundesrepublik ist, wie Sachverständige oft überzeugend dargelegt haben, militärisch überhaupt nicht zu verteidigen. Da muß man sich schon etwas anderes, etwas Politisches einfallen lassen. Und da sollte man nun meinen, das wäre mit den Ostverträgen geschehen. Da sind Nichtangriffspakte abgeschlossen und von beiden Seiten feierlich durch Unterschrift bekräftigt worden — wozu eigentlich, wenn man das alte Lied von Drohung (aus dem Osten natürlich, nicht etwa von Luxemburg) von Regierung und Parlament weiter gesungen werden soll. Welchen anderen Eindruck können die Sowjets davon haben als den: «Trauen sie uns nicht? Und wenn nicht — können wir ihnen trauen?» Und damit wäre das ganze Gerangel um die Ostpolitik ein Streit um des Kaisers Bart gewesen?

In dem ganzen Geschrei steckt viel Heuchelei und böses Gewissen. Seit der Rede Heinemanns am 23. Januar 1958 weiß mindestens jeder Politiker, daß uns Rußland zahllose Verständigungsvorschläge, darunter einige unwahrscheinlich weit entgegenkommende (10. März 1952!) gemacht hat und daß sie alle von Adenauer unterschlagen oder verächtlich gemacht worden sind. Von ihm nur folgerichtig, denn wenn er seinen Gönnern die deutsche Aufrüstung liefern wollte, mußte er seinem Volke einreden, es sei von Osten her aufs höchste bedroht. Daß er es selbst nicht glaubte, war ohne Belang. Seine Partei übernahm natürlich das Thema ihres Abgottes — und die Linke? Hat sie je zu ihrer Überzeugung gestanden? 1914 machte sie riesige Demonstrationen gegen den Krieg — und bewilligte die Kredite, bis an das bittere Ende. 1928 führte sie ihre Wahlpropaganda gegen den Panzerkreuzer — und baute den Panzerkreuzer. 1956 machte sie in der Paulskirche gegen die Aufrüstung mobil — und stimmte für die Wehrpflicht. 1972 schließt sie Ostverträge — und schreit um Sicherheit gegen Osten. Möge sie einmal bei Goethe nachlesen:

«Wer zu schwankender Zeit auch schwankend gesinnt ist,
der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter.

Aber wer fest auf dem Sinne beharret, der bildet die Welt sich.»

Wann kommt der Tag, an dem wir noch einmal ein freies Volk sein werden?

Karl Struve